

# Ma belle Canadienne

D. Herrenschwand

Kalifornien, das Strandhaus.

Abenddämmerung taucht die lasierten Holzwände und Dielenbretter der Veranda in blaue Schattierungen, Sand auf dem Boden der Holzterrasse, die auf den weiten Strand hinunterführt. Heller, feinkörniger Sand, dessen Weiss am Tag das Auge blendet. Jetzt, in der Dämmerung, geheimnisvoll verändert, als hätte man feine, graue Asche hingestreut.

Weite – nur Weite und Stille, verloren noch ein letzter Schrei der Möwen, und weit weg, fast nur zu erahnen, das glitzernde Licht der Stadt.

Saul Levy steht auf der Veranda seines Hauses, blickt auf den Strand, wie er es immer tut zu dieser Abendstunde, denn er muss es sehen, das Schauspiel, das sich ihm gleich bieten wird: Wie die Dämmerung in die Nacht versinkt, rasch, fast übergangslos die Farben erlöschen, Dunkelheit sich ausbreitet und diese kühle Luft, die ihn auch jetzt im Sommer schauen lässt.

Wie das Meer seine Grösse zurückgewinnt, die man am Tage leicht vergessen kann, und dann dieses kalte, helle Mondlicht die Sandkörner aufblitzen lässt. Saul hüllt sich in seinen Baumwollpullover und zündet die Pfeife an, dann kehrt er zurück ins Haus, dessen Fenster alle den Blick auf das Meer freigeben. Flach hingestreckt liegt es da, die Zimmer führen ineinander, alles ist licht, die Farben der Wände und Möbel übernehmen die blauen, grünen, gebrochenen weissen Töne der Landschaft, die das Haus umgibt. Saul hat die Möbel zusammen mit dem Haus gekauft, weil er sich keine anderen darin vorstellen kann.

Um das offene Kaminfeuer die Korbsessel mit den weissen Leinenbezügen, Vorhänge im gleichen Ton, und vor dem Fenster sein Lieblingsplatz, der grosse Sessel mit der Stehlampe daneben.

Da sitzt er, wenn er arbeitet.

Die Porzellanvasen hat er aus Toronto mitgebracht, sie waren wie geschaffen für das Innere seines Strandhauses, in dem er seit einigen Wochen lebt und arbeitet, allein sein muss, um sein Buch zu beenden, vor allem aber, um über sein weiteres Leben zu entscheiden.

Saul streckt seine langen Beine aus, richtet den Schein der Lampe auf den Sessel, fährt sich durch die grauen, eng gekräuselten Haare und nimmt das Manuskript seines Buches hervor, dessen letztes Kapitel er noch zu schreiben hat.

«Phoenix from the ashes», ein Psychatrielehrbuch. Er schreibt darin von Menschen, denen er geholfen hat, sich aus einer Krise zu befreien, einen anderen Ausweg zu finden als denjenigen, sich umzubringen – die Widmung fehlt noch, er hat sich noch nicht entschieden, welcher der beiden Frauen er das Buch widmen will, welche von ihnen «ma belle Canadienne» ist, die geliebte Frau, mit der er sein Leben verbringen will, die nächsten Jahre, Monate vielleicht auch nur.

«Ma belle Canadienne» – vor Jahren hatte er diesen Ausdruck zum ersten Mal gehört. Als junger Mann war er nach dem Krieg aus Osteuropa emigriert, hatte die Trümmer in seiner Seele fliehen wollen, und dieser Ausdruck hatte ihn gerührt, der in seiner einfachen Zärtlichkeit und Wärme alles ausdrückt, was für ihn die Liebe zu einer Frau beinhaltet. Aber noch nie in den Jahren seiner Arbeit als Professor für Psychiatrie in Toronto, auch nie in seiner Ehe, die auseinanderbrach, nachdem die Kinder erwachsen waren, hatte der Ausdruck «ma belle Canadienne» ihn so direkt betroffen wie jetzt.

Isabelle und Marie, die beiden Frauen in Toronto, die er verlassen hat, um sich zu entscheiden, die auf ihn warten, jede auf ihre Art. Isabelle, die coole Kollegin, viel jünger als er, seine ehrgeizige Schülerin. Eine begabte Psychotherapeutin, die ihre eigene Praxis vor kurzem eröffnet hatte und Erfolg haben würde. Intelligent und lebhaft war sie, wenn sie mit ihm analytische Fragen diskutierte. Für sie gab es die Arbeit, nur die Arbeit.

Unter dem weissen Arztkittel, den zu tragen ihr gefiel, steckten ihre langen Beine meist in Jeans und kleinen Stiefeln, die kurzen, schwarzen Haare passten gut zu ihrem knabenhaften Gesicht, der schlaksigen Figur, und ihre Hände mit den kurzen Fingernägeln waren eigentlich immer in Bewegung.

Wenn sie redete, unterstrich sie das mit ihren Händen, die auch zärtlich sein konnten. Sie berührten seinen Körper und streichelten ihn, spät abends, wenn es ihm gelungen war, sie von ihren Fachgesprächen wegzulocken, mit einer Flasche Rotwein und der sehnsüchtigen Musik von Leonard Cohen, die sie manchmal so gerne hörte. Isabelle liebte und bewunderte ihn, sie tat ihm gut, in seiner Verletztheit nach der Scheidung. Doch er wusste auch, dass sie seine Erfolge und sein Ansehen brauchte, sich darin sonnte, weil sie noch nicht erreicht hatte, was er schon war, unerträglich lange schon.

Dennoch hatte diese Beziehung ihren Reiz, er gefiel sich in ihrer Bewunderung, liebte ihren Körper, ihre Jugend, die ihn seine Müdigkeit vergessen liessen, in diesen langen, kanadischen Winternächten, in denen sie sich wärmten und mit Kerzen die Dunkelheit wie weiche Watte in die Ecken schoben.

Oft in dieser Zeit hatte er mit Isabelle über sein Buch gesprochen, «Phoenix from the ashes», sie hatte ihm Anregungen gegeben – ihm war damals klar, dass er sein Buch ihr widmen würde.

Und Marie, die andere.

Mit ihrem melodiosen, französischen Tonfall, dem zuzuhören er nicht genug bekommen konnte. Als Frau

Korrespondenz:

Dr. med. Danielle Herrenschwand

Münstergasse 36

CH-3011 Bern

eines Schweizer Diplomaten kam sie nach Toronto, aber da kannte er sie noch nicht. Sie wurde Isabelles Patientin, wollte sich mit ihrer Hilfe von den Depressionen befreien, die sie quälten. Isabelle hatte mit ihm häufig über den Fall gesprochen, der so interessant war, aber keine Namen genannt. Und Saul hatte Anteil genommen an der Arbeit – von Isabelle und der namenlosen, aber nun nicht mehr unbekanntem Frau.

Dann hatte Saul eine Einladung erhalten, für sechs Monate an der alten Universität von Warschau Vorlesungen zu halten, eine Gastprofessur, und er nahm das Angebot an.

Wo stand geschrieben, dass er auf Isabelles Anfrage eingehen musste?

Maries Mann wurde damals in die Schweiz zurückversetzt, aber sie wollte die Therapie auf keinen Fall zu diesem Zeitpunkt abbrechen. Sie hatte sich entschlossen, noch ein halbes Jahr in Toronto zu bleiben, um weiter mit Isabelle arbeiten zu können. Sie brauchte eine Bleibe, und Saul suchte jemanden, der seine Wohnung während der Zeit seines Auslandsaufenthaltes bewohnen würde.

Isabelle fragte ihn, ob ihre Patientin, die natürlich nicht wisse, wie Saul und sie miteinander verbunden seien, sein Appartement bewohnen könnte. Er hatte sich noch nie verstrickt, vielmehr stets die Arbeit von seinem Privatleben streng getrennt, und auch Isabelle hielt sich sonst an diese Regel.

Aber dieses Mal war alles anders, als wären sie drei mit durchsichtigen Fäden von unsichtbarer Hand aneinandergeschlüsselt.

Saul willigte ein, und Marie war einverstanden, ihn zu treffen und sich die Wohnung anzusehen.

Die erste Begegnung mit der Frau, deren Geschichte er kannte, ohne sie selber je gesehen zu haben.

Ein kalter Wintermorgen.

Saul öffnete seine Tür und sah die kleine, zarte Frau vor sich, deren Wangen vor Kälte gerötet waren. Das aschblonde Haar, zu einem Knoten gebunden,

wurde von der Pelzmütze fast verdeckt. Saul bemerkte die fein geschwungenen Brauen über den blauen Augen, den kleinen Mund, der ein Lächeln andeutete, die durchscheinende Haut wie dünnes Porzellan.

Diese fremde, ihm doch so vertraute Frau, die aus Europa gekommen war, um jetzt vor seiner Türe zu stehen.

Saul war irritiert, als er sie einliess und ihr einen heissen Tee anbot. Als sie zögernd miteinander ins Gespräch kamen, war er von Maries reservierter Art zu sprechen fasziniert. Gleichzeitig rührte sie ihn mit ihrer Verletzlichkeit und Scheu, hinter der er ein sicheres Gefühl für ungesagte Wörter, für Dinge zwischen den Zeilen erriet. Mehr noch. Sie liess etwas in ihm anklingen, eine Erinnerung, etwas lange Vergessenes wach werden. Ich weiss, dass du weisst.

Diese Fremde in seinem Wohnzimmer, die doch fremd in keiner Weise ihm war. Kein Wissen, aber Bilder, die in ihm aufstiegen, ihn wehmütig werden liessen, aber auch erwartungsvoll auf die Begegnung mit Marie.

Sie konnten nicht voneinander lassen.

In den Briefen, die sie wechselten, spärlich erst, dann immer öfter, verbanden sich ihre Geschichten, entstanden Gefühle und Erwartungen, die eine Trennung nicht mehr vorstellbar machten. Saul kehrte nach Ablauf seiner Gastprofessur nach Toronto zurück.

Eine Intensität des Lebens, wie beide sie bisher nie gekannt hatten, und dennoch bohrende Fragen, Angst und Zweifel.

Wie sich entscheiden? «Phoenix from the ashes». Saul quälten die Zweifel mehr als Marie.

Das Strandhaus in Kalifornien wurde ihm von einem Freund angeboten, und obwohl er eigentlich schon bei seiner Abreise aus Toronto spürte, wie er sich entscheiden würde, fuhr er hin und fand, wie er erhofft hatte, die nötige Ruhe.

Er wusste sicher, welche der beiden Frauen «ma belle Canadienne» war.